

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 28 (1945)
Heft: 6

Artikel: [s.n.]
Autor: Sonnino
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rektor Brunner hat damit eine bedeutsame politische Tat vollbracht. Er erkannte als Staatsangestellter mit sicherem politischem Instinkt, daß dem Staate nichts gelegen sein kann am freien Kampfe der Geister um die Erforschung der Wahrheit. In Rektor Brunner erkannte das staatliche Unternehmen der Universität, daß der Staat in erster Linie für den Bürgerfrieden zu sorgen hat. Dem Bürgerfrieden ist aber vortrefflich gedient, wenn Emil Brunner die wissenschaftliche Wahrheitsfrage auf unbestimmte Zeit — vertagte. Der Landfriede der Zürcher Universität zwischen »Glaube und Forschung« stützt sich auf die Tatsache, daß die Professoren der naturwissenschaftlichen wie diejenigen der theologischen Abteilung der Universität gleicherweise Staatsangestellte sind, weshalb es nur konsequent ist, daß die beiden Sorten von Staatsangestellten bei der Feststellung der Wahrheit über die Herkunft des Menschen paritätisch beteiligt sind, — unbekümmert darum, daß natürlich der Wahrheit selbst (der echten Wahrheit) solche politischen Geschäfte vollkommen gleichgültig sein können. Der »demokratische« Staat aber, der sich eine Universität »hält«, handelt durchaus nur gerecht, wenn er seinen darwinistischen und seinen antidarwinistischen Angestellten die gleichen Rechte bei der Inszenierung der Wahrheit einräumt.

Uebrigens hat Brunner bei der Inszenierung des Zürcher Landfriedens zwischen »Glaube und Forschung« ein nicht zu übersehendes großes persönliches Opfer dargebracht. Es ist ein Opfer auf den Altar der hohen Politik. Universitätsrektor Brunner hat nichts weniger als seine eigene ehrliche wissenschaftliche Ueberzeugung zum Opfer gebracht. Die Theologen nennen so etwas ein *sacrificium intellectus*, die Aufopferung des ehrlichen Menschenverstandes an höhere Zwecke. Obschon nämlich Brunner hochgradiger Theologe ist, hat er sich doch den Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaft nicht verschließen wollen. Er bejaht diese Erkenntnisse und schreibt wörtlich: »Mit der Eindruckskraft dieser wissenschaftlichen Erkenntnis kann die kirchliche Adamsgeschichte nicht mehr erfolgreich wetteifern.« Als Professor Brunner die Aussichtslosigkeit seines theologischen Wetteifers eingesehen hatte, wandte er sich mit sicherem Instinkt an seinen Arbeitgeber, den Staat, damit dieser die Arbeitslosigkeit der von ihm besoldeten Universitätstheologen verhindere. Daraufhin wurde dann der Landfriede zwischen »Glaube und Forschung« geschlossen, wobei Brunner

wie gesagt nebenbei seine persönliche wissenschaftliche Ueberzeugung dem Frieden der staatlichen Universität zum Opfer brachte.

Zwischen dem politischen Geschäft des Zürcher Rektors Emil Brunner und dem neuen bernischen Kirchengesetz besteht eine vollkommene Analogie. Im Kanton Bern gibt es Vereinigungen von Menschen (Kirchen), die sich auf verschiedene Weise um die Wahrheit über den Menschen bemühen. Weil es der Staat ist, der die Führer und Lehrer dieser Vereinigungen besoldet, soll auch hier der Staat dafür sorgen, daß seine Angestellten nicht arbeitslos werden. Sie sollen auch dann in Ruhe nebeneinander arbeiten können, wenn sie zu ganz verschiedenen Resultaten in der Frage der Wahrheit über den Menschen kommen. Im Kanton Bern ist der Staat als solcher nicht interessiert am Kampf der Geister um die (echte) Wahrheit, seine Sorge gilt einzig dem Frieden unter seinen Angestellten und als den Führern und Lehrern der verschiedenen Wahrheitsparteien.

Als historische Gegebenheiten finden sich im Kanton Bern die reformierte und die beiden katholischen Kirchen. Gegenüber der römisch-katholischen Kirche wird man schlecht sagen können: »Der Staat Bern ‚hält‘ sich die römisch-katholische Kirche«, es genügt zu sagen: der Kanton Bern »unterhält« mit den anderen Kirchen auch die römisch-katholische Kirche. Beim Unterhalt der auseinanderstrebenden Gruppen der reformierten Kirche entsteht für die Berner Regierung ein schwieriges Problem der staaterhaltenden Gerechtigkeit. Das Problem ergibt sich dadurch, daß der Staat Bern nicht nur

Ich fürchte den Klerikalismus der Bourgeoisie, d. h. der wohlhabenden Klassen, die, obwohl selbst skeptisch und ungläubig, die Religion als Regierungsmittel betrachten und sie nicht für sich, sondern für »das Volk« erhalten haben wollen. — Sie sehen in der Organisation der Kirche und in ihrer wirtschaftlichen Macht für die Interessen ihrer Klasse einen mächtigen Bundesgenossen, der ihnen erlaubt, in ihrem krassen Egoismus sicher zu leben, und so hoffen sie, daß durch die Predigten der Kirche die unglückliche Schicht der menschlichen Gesellschaft sich überzeugt, daß alle ihre Leiden nur von Gott kommen. Sonnino, italienischer Minister 1906.

MOHAMMED SEIN LEBEN UND SEIN WIRKEN

Von K. Großmann
(Fortsetzung)

Einem Wegelagerer und Banditen gleich überfiel von nun an Mohammed mit seinen Gesinnungsgenossen die Karawanen Mekkas. Hemmungslos setzte er sich über die überlieferte und streng gehaltene Waffenruhe des Monats Rahab hinweg, was als große Schande galt. Um sich an feindlich eingestellten Stämmen zu rächen, schreckte er nicht davor zurück, ihre Palmen und Obstbäume umhauen zu lassen, was bis dahin noch nie vorgekommen war. Die Streitmacht der Mekkaner zog aus, um den falschen Propheten zu züchtigen, wurde aber in der Schlacht bei Bedr selbst geschlagen. Mohammed kehrte triumphierend nach Medina zurück. Eine Anzahl gegnerisch eingestellter Juden wurde bei dieser Gelegenheit hingerichtet. Mekka rüstete nun regelrecht zum Krieg, um sich zu rächen, dies umso mehr, als Mohammed den heiligen Glaubenskrieg gegen die Heiden ausgerufen hatte. Mit seinen angeworbenen Söldnern gelang es Mekka, die Truppen Mohammeds am Berge Ohod zu schlagen. Es nützte den Sieg jedoch nicht aus, und die Niederlage blieb so gut wie ohne Folgen für Mohammed. Bald war er wieder stark genug, um eine Judensiedlung in der Nähe Medinas zu über-

fallen, wobei er alle Männer, fast 900 an der Zahl, erschlagen ließ und Frauen und Kinder zu Sklaven machte.

Auch in seinem Privatleben läßt sich Mohammed keineswegs mit andern Religionsstiftern, wie Jesus oder Gautama, vergleichen. Menschliche Schwächen waren ihm nicht fremd. Doch sei hervorgehoben, daß nicht wie wir Heiden, sondern wie die Anhänger des Islams sich ihren Propheten vorstellen, ausschlaggebend ist. Es gereicht Mohammed offensichtlich zum Nachteil, daß sein Lebenslauf im Lichte geschichtlicher Ueberlieferung vor uns liegt, während das seiner Vorgänger vom Dunkel der Zeit umfungen ist.

Besonders nach dem Tode seiner Frau Chadidscha zeigte Mohammed starkes Interesse an Frauen. Er heiratete gleich deren zwei und nahm noch eine Anzahl Konkubinen in seinen Harem auf. Das verursachte viel Lärm und Schwierigkeiten. Als Mohammed gar noch die Frau seines Adoptivsohnes Said seinem Freundinnenkreis angliederte, wurde er arg verleumdet. Der Prophet hatte aber bald einen, natürlich selbstverfaßten Spruch aus dem Koran bereit, der ihn und seine Lebensführung rechtfertigte. Trotz seiner Vielweiberei ging der verständliche Wunsch Mohammeds, viele und besonders männliche Nachkommen zu besitzen, nicht in Erfüllung. Von den sieben oder acht Kindern, die ihm Chadidscha gegeben hatte, blieb schließlich nur noch Fatima übrig. Sie war seine Lieblingstochter und wurde als Gattin seines Neffen und Adoptivsohnes Ali die Stammutter einer berühmten Nachkommenschaft. Einmal noch